

Literaturbericht.

H. E. ZIEGLER. **Der Begriff des Instinktes einst und jetzt.** *Zool. Jahrb.* Suppl. VII. 1904.

Die zentrale Stellung, die der Instinktbegriff in der Tierpsychologie und in der Philosophie überhaupt einnimmt, verleiht der monographischen Behandlung der Umbildungen, die dieser Begriff mit zunehmender empirischer Erkenntnis erfahren hat, besonderes Interesse.

Die monistische Auffassung, welche zwischen Menschen- und Tierseele nur einen graduellen Unterschied anerkennt, vermag insoweit ohne den Instinktbegriff auszukommen, als sie die Handlungen der Tiere als Verstandesfunktionen interpretiert — wobei sie allerdings oft in einen zu weitgehenden Anthropomorphismus verfällt. Diese Richtung der Tierpsychologie läßt sich von HERAKLIT, EMPEDOKLES, DEMOKRIT, EPIKUR, LUKREZ und PLUTARCH über MONTAIGNE, CONDILLAC, LEROY usw. bis auf SCHEITLIN, BREHM, CARL VOGT und L. BÜCHNER verfolgen.

Die dualistische Auffassung betont im Gegenteil die Unterschiede des tierischen und menschlichen Seelenlebens, indem sie diesem die Verstandestätigkeit vorbehält, jenem nicht nur geringere, sondern qualitativ verschiedene Fähigkeiten zuschreibt. Diese Anschauungsweise nimmt von ANAXAGORAS und PLATO ihren Ausgang und wird von ARISTOTELES und den STOIKERN weitergebildet. Das Tier handelt zweckmäfsig, trotzdem ihm die Einsicht der Zweckmäfsigkeit mangelt. Dieser Gedanke führte schon die Stoiker auf den Instinktbegriff und bildet bis in die neueste Zeit dessen Grundlage. Die Zweckmäfsigkeit der Instinkte wird entweder theologisch aus der göttlichen Vernunft hergeleitet (so die ganze mittelalterliche Kirchenlehre und in neuerer Zeit E. WASMANN), oder vitalistisch aus der Lebenskraft erklärt (JOH. MÜLLER), endlich von DARWIN als Produkt der natürlichen Zuchtwahl sowie der Vererbung individueller Erfahrung. Letztere wird von HAECKEL, PREYER, EIMER und WUNDT besonders betont („vererbtes Gedächtnis“, „vererbte Gewohnheitstätigkeit“, „mechanisierte Willenshandlung“), von WEISMANN und ZIEGLER selbst dagegen zugunsten der reinen Selektion (Keimesvariation) abgelehnt. Auf diese Weise entsteht eine scharfe Scheidung zwischen den ererbten Instinkten, die sich von den Reflexen nur durch gröfsere Kompliziertheit unterscheiden, und den individuell erworbenen Gewohnheiten.

Zur Unterscheidung von Instinkt und Verstand ist das Bewußtsein, als rein subjektives Merkmal, unbrauchbar; als objektive Kriterien können

dagegen dienen: die Gleichartigkeit der Instinkthandlungen bei allen normalen Individuen gegenüber den individuell differenzierten Gewohnheits-handlungen; ferner, bei vollkommenen Instinkten, die Entbehrlichkeit der Übung. Eine Trennung des Menschen vom Tierreich ist durch den Instinkt-begriff nicht gegeben. Endlich erörtert Verf. die histologischen Grundlagen der psychischen Funktionen. Er unterscheidet zwischen ererbten und erworbenen Bahnen im Zentralnervensystem. Instinkte und Reflexe sind an ererbte Bahnen geknüpft, Gedächtnis und Verstandestätigkeit an erworbenene. Letztere Hypothese zwingt zur Annahme einer Plastizität gewisser Neuronen, der Fähigkeit, intra vitam ihre Form und Struktur infolge der Reize zu modifizieren. Verf. denkt dabei an Form-, besonders Dicken-änderungen an den Verzweigungen der Zellfortsätze, sowie an Bahnungen innerhalb des Zellkörpers durch Bildung und Verstärkung von Neurofibrillen.

HORNBOSTEL (Berlin).

W. SCHULTZ. **Das Farbenempfindungssystem der Hellenen.** Leipzig, Joh. Ambr. Barth. VIII, 227 S. mit 3 farb. Taf. 1904. Mk. 10,—.

Die alte Streitfrage nach dem Farbensinn der Hellenen glaubt SCHULTZ endgültig beantworten zu können, indem er sie mit neuen Methoden behandelt. Alle früheren Untersucher hätten diese Frage auch nur „gestreift“, sie nicht „durchgearbeitet“, sie hätten nur die Werke der Dichter benutzt, um aus ihnen eine möglichst große Anzahl von Gegenständen aufzuzählen, an welche Farbennamen angefügt waren; so kämen sie zu einer scheinbar vollzähligen Aufzählung der Bezeichnungen. Dies sei jedoch eine unzulässige Methode, da es sich bei den Dichtern häufig um vage, metaphorische und phantastische Ausdrucksweisen handle, die von kritischer, empfindungsanalytischer Korrektheit weit entfernt seien. SCHULTZ stützt sich nun I. auf die wissenschaftlichen Schriftsteller, die Farbprobleme behandelt haben. (Dieser neue Gedanke verspricht freilich eine bessere Lösung, wenn man, wie SCHULTZ, überhaupt an die Möglichkeit glaubt, aus den Farbbezeichnungen unter gewissen Kautelen auf die Farbenempfindungen schließen zu dürfen — was theoretisch immerhin denkbar wäre, aber in der Praxis als undurchführbar von jedem erkannt wird, der eine selbst noch so geringe Anzahl von Menschen nach dieser Methode als farben-tüchtig oder farbenblind erkennen will.) II. Eine weitere Grundlage bildet für SCHULTZ die Kritik der erhaltenen Beschreibungen farbiger Gegenstände, deren Richtigkeit wir kontrollieren können. III. gibt SCHULTZ eine kunst-historische Kritik hellenischer Bemalungsreste.

Es handelt sich also um eine sehr umfassende Arbeit, der Autor hat mit Bienenfleiß aus den entlegenen Forschungsgebieten die Teile zusammengetragen. Wenn Ref. trotzdem glaubt, die Folgerungen, die der Verf. aus seinen Beweisstücken zieht, als unzulänglich abweisen zu müssen, so muß er das genauer begründen:

Ad I. Abgesehen von dem prinzipiellen, oben angedeuteten Einwand, muß man verlangen, daß die einzelnen Stellen, die die Vieldeutigkeit mancher Farbbezeichnungen beweisen sollen, selbst eindeutig sind. Aber bei allen Einzelbeweisen sagt man sich: „Ja, es kann so sein — aber auch